

Seite 3



Pierre Granoux, französischer Künstler-Kurator, hat das Gefühl, dass er über die Jahre ganz unmerklich zum Berliner geworden ist.

DANIELA NOACK

Als Pierre Granoux im Dezember vor zwanzig Jahren in den Prenzlauer Berg zog, hatte Berlin noch einen schlechten Ruf. „Niemand wollte damals in die Stadt. In den Zeitungen stand viel über Neonazis“, erzählt der südfranzösische Künstler. Es war eine andere Welt. Granoux hat sie nicht vergessen, die ersten kalten Tage in der neuen Heimat und die grauen Wolken. Im Hauseingang der unsanierten Mietskaserne stolperte er über Drogenabhängige aus Osteuropa. Und doch: Die Miete seiner Wohnung war unschlagbar günstig. Geheizt wurde mit dem Kachelofen. Überall stank es nach Kohl und Kohle. Ausgerechnet diesen Geruch vermisst er heute. Genauso wie die Zeit, in der noch alles offen war.

Nur wenige Monate später zog Cécile Rose „der Liebe wegen“ in den Osten Berlins. „Pankow war damals noch très DDR“, sagt die Pariser Chansonsängerin und Schauspielerin. Frischen Fisch oder Baguette habe sie in ihrem Kiez vergebens gesucht. Trist sei es auf viele Straßen gewesen und der Umgangston eher rüde. Aber ihr neues Leben habe auch viele Vorteile gehabt. Der Alltag mit Kindern sei im Vergleich zu Paris weniger stressig gewesen, und überhaupt: Alles war so billig. „Fast wie geschenkt“, erinnert sich die Mutter von vier Söhnen. Eine 145 Quadratmeter große Wohnung hätte sich die Familie in Paris niemals leisten können. Mit der Musik von Piaf, Moustaki oder Aznavour, ihren Lieblingsinterpreten, hatte sie sich zudem ein Stück Heimat mit nach Berlin gebracht.

Herausforderung deutsche Sprache

Amélie Seydoux kam Mitte Dezember 2004 mit Mann und zweieinhalbjährigem Sohn aus Paris nach Berlin. Die Wohnungssuche sei unproblematisch gewesen. Schon einen Tag vor Weihnachten hätten sie den Mietvertrag unterschrieben. Die deutsche Hauptstadt habe sie damals „als Paradies für kleine Kinder“ empfunden: weniger Autos, breite Bürgersteige und vor allem große Parks und Spielplätze. Im Sommer konnte ihr Sohn, anders als im zubetonierten Großraum Paris, im Garten seiner Kita nackt planschen. FKK gab es auch für die Erwachsenen an den vielen Berliner Seen. Sie staunte über das freie Lebensgefühl. Einziger Wermutstropfen: die Berliner Bäckereien. Deren Angebot empfindet die Französin bis heute als Katastrophe.

Nach Schätzungen der Französischen Botschaft Berlin leben inzwischen 50.000 Franzosen im Zuständigkeitsbereich. Zahlreiche Kindergärten und Schulen sorgen für ein zweisprachiges Bildungsangebot. Thierry Zarrella, Leiter der Konsularabteilung, der nach Stationen unter anderem in Los Angeles, Johannesburg und Jerusalem seit dem Herbst 2018 in Berlin arbeitet, nimmt das als Zeichen für den guten Zustand der deutsch-französischen Freundschaft. Noch seine Großmutter wollte mit

den Deutschen nichts zu tun haben und weigerte sich, mit seinem Austauschschüler auch nur ein einziges Wort zu wechseln. Viele aus ihrer Generation dachten so.

Während früher die Franzosen, die nach Deutschland kamen – darunter viele Soldaten und ihre Familien –, meist in Baden-Württemberg oder Rheinland-Pfalz lebten, ist für jüngere Generationen Berlin angesagt. Thierry Zarrella kann das verstehen: Die deutsche Hauptstadt sei eine Stadt im Aufbruch, sagt er.

Der Diplomat kennt aber nicht nur die Erfolgsgeschichten. Manche seiner Landsleute sind in Berlin regelrecht gestrandet. Bisweilen geht es auch um Sorgerechtsstreits oder Fälle von Zwangsheirat. Die Botschaft arbeitet eng mit der Bahnhofsmission, der Charité, der Polizei und dem Jugendamt zusammen. Zarrella muss bisweilen „Sozialarbeiter“ sein und Hilfesuchende an die entsprechenden sozialen Einrichtungen oder Behörden vermitteln.

Für viele Franzosen in Berlin ist die deutsche Sprache eine Herausforderung. Als Amélie Seydoux in die Stadt kam, kannte sie gerade einmal 20 deutsche Wörter. Die studierte Soziologin arbeitete als Webdesignerin und leitete eine Galerie und kam so einigermaßen über die Runden. Viel Zeit kostete sie die Buchhaltung und die deutsche Bürokratie, sagt sie. Auch wenn die 48-jährige mittlerweile gut Deutsch spricht: Die Sprachbarriere ist für sie immer noch ein berufliches Handicap.

Laurent Rigaldies sieht das lockerer. Berlin ist für ihn eine kosmopolitische Stadt, in der es leichter sei, einen Australier oder Bulgaren zu treffen, als einen echten Berliner. Bisher ist der Informatiker, der mit seiner Kryptowährung „Zirkelcoin“ soziales Engagement unterstützt, ganz gut zurechtgekommen – auch ohne Deutsch. Schon 2009 hat Rigaldies ein Jahr lang mit seiner Frau in

Vive Berlin!

Rund 50.000 Franzosen leben derzeit in der Hauptstadt und drum herum, viele Künstler sind darunter. Was mögen sie an Berlin? Und wie kommen sie durch die Corona-Krise?

DANIELA NOACK



Die Chansonsängerin Cécile Rose bei einem Auftritt vor dem Lockdown

NATALIYA FENKO

der deutschen Hauptstadt gewohnt. Seit neun Jahren leben sie nun in zwei Welten. Während seine Frau beruflich an Paris gebunden ist, verbringt der Freiberufler so viel Zeit wie möglich in Berlin. Er liebt die Jazzkneipen, Klubs und Cabarets – wenn sie denn geöffnet haben – genauso wie die Parks, Seen und Wälder. Er lobt sogar die viel gescholtenen Berliner Verkehrsbedriebe. Es seien vor allem Franzosen aus dem Pariser Raum, die die Lebensqualität und die Freiräume, die Berlin bietet, zu schätzen wüssten, sagt er. Manches kann man eben erst würdigen, wenn man vergleichen kann.

Ungute Erinnerungen an die Gelbwesten

Auch in Bezug auf die Corona-Maßnahmen. Während in seinem Heimatland eine strenge Ausgangssperre gilt, welche Spaziergänge nur mit Passierschein und Maske für maximal eine Stunde im Umkreis von

nur einem Kilometer täglich erlaubt, genießt der Informatiker die relativen Freiheiten in Berlin. Über die Proteste gegen die Schutzmaßnahmen kann er sich nur wundern. Dass Corona-Leugner, Verschwörungstheoretiker und Rechtsextreme gemeinsam auf die Straße gehen, weckt bei ihm unguete Erinnerungen an die Gelbwesten-Bewegung. Er sorgt sich um die Demokratie.

Das Maskentragen beim Einkaufen oder in den öffentlichen Verkehrsmitteln empfindet auch Cécile Rose, die Künstlerin, als vergleichsweise kleine Einschränkung. Auch wenn sie bedauert, dass die Abstandsregeln französische Begrüßungsküsschen unmöglich machen. Viel schlimmer ist es für sie, keine Konzerte geben zu können. Erst im Juni war es vorsichtig wieder losgegangen mit Auftritten im Freien. Der Betreiber ihres französischen Lieblingscafés in Pankow mit Bühne im Garten hat die Corona-Pause finanziell nicht überstanden, das Café musste schließen. Überhaupt: Das Leben werde härter in Berlin – vor allem für die Kreativen, sagt Cécile Rose, aber sie gibt die Hoffnung nicht auf. „Berlin sollte eine verrückte Stadt bleiben“, sagt sie. Dazu gehören auch ein paar Schmutzdelecken.

Mit dieser Einstellung ist sie nicht allein. Laurent Rigaldies trauert der guten alten Zeit hinterher, als Berlin noch arm und sexy war. Sex-appeal hat für ihn die Stadt aber immer noch. Sie sei rebellisch, avantgardistisch und widersetzte sich Konventionen. Diese Seite müsse sie sich unbedingt bewahren. Er liebt Berlins kunterbunten Kulturmix, die Kreativen und Alternativen und auch die schrägen Vögel. Dass er zu deren Verdrängung beitragen könnte, ist für ihn kein Widerspruch. Als Eigentümer von Wohnraum, den er einst wie so viele äußerst günstig kaufte, denkt er konservativ. Vor allem über den Mietendeckel kann er sich

aufregen: „Eine Riesendummheit. Eine sozialistische und populistische Maßnahme, die den Markt noch mehr unter Druck setzen wird.“ Berlin sei schließlich genau wie Paris eine Hauptstadt. Da gebe es für die Mieten noch Luft nach oben, findet er. Was natürlich kurios ist: Ausgerechnet Paris, die Stadt, aus der Laurent Rigaldies wegen mangelnder Lebensqualität einst geflüchtet ist, wird für ihn plötzlich wieder das Maß aller Dinge.

Langsamkeit tut der Stadt gut

Unter den hohen Gewerbetrieben leidet Nicolas Perez. Der Gitarrenbaumeister aus dem nordfranzösischen Lille hat in Berlin eigentlich eine perfekte berufliche Nische gefunden. Neben dem normalen Alltagsgeschäft hilft Perez, 32 Jahre alt, Musikliebhabern, ihr eigenes Zupfinstrument zu bauen: Gitarren, Mandolinen und Ukulelen. Eine fast meditative Beschäftigung, die 150 bis 200 Stunden dauert. Als Untermieter durfte er einige Jahre eine Moabiter Ladenwerkstatt nutzen. Diese mussten die Hauptmieter inzwischen aufgeben, weil ihnen das Geld ausging. Nun sucht Perez händeringend nach neuen Räumen. Am liebsten solche, wo er gleichzeitig arbeiten und leben kann. Die Angebote sind für junge Kreative wie ihn allerdings unbezahlbar: 73 Quadratmeter für „nur“ 2000 Euro aufwärts. Immerhin hat er über das Job-Center Corona-Hilfe bekommen, dafür ist er dankbar.

Perez schätzt das internationale Flair in Berlin. Was ihn stört: dass es in dieser Stadt immer häufiger nur ums Geld geht und dass viel zu wenig gelacht wird. Und dann ist da noch die Sprache, mit der er nach bald vier Jahren immer noch auf Kriegsfuß steht. Obwohl er viele deutsche Freunde hat, kommuniziert er lieber auf Englisch.

Pierre Granoux, Künstler-Kurator von Beruf, hat das Gefühl, dass er über die Jahre ganz unmerklich zum Berliner geworden ist. Mit seinem Projekt „LAGE EGAL“ möchte er der Stadt etwas zurückgeben und andere Kunstschaffende unterstützen. Der Name des Projekts, ursprünglich ein Wortspiel – beide Wörter lassen sich vorwärts und rückwärts lesen –, ist inzwischen zum Programm geworden und erinnert daran, dass immer mehr Künstler verdrängt werden. Mehrfach musste „LAGE EGAL“ umziehen. Auch die Galerie an der Greifswalder Straße bietet den Künstlern nur eine Heimat auf Zeit.

Die Corona-Monate ohne Vernissagen und soziale Verpflichtungen hat er bislang durchaus auch genießen können. „Langsamkeit tut der Kunst – und der Stadt – gut“, meint er. Dank der Corona-Hilfen hätten er und andere nicht-deutschsprachige Künstlerfreunde zumindest den ersten Lockdown überstehen können. Noch biete die Stadt Kreativen Raum zum Experimentieren. Und so ziehe Berlin weiter französische Künstler an. Warum? Pierre Granoux sagt: „Weil Berlin ein Mythos ist.“